Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von **R. Emde, Bremen,** und **D. M. Fischer, Berlin.**

43. Jahrgang.

1910 **Berlin-Bremen, den 19. Januar.** **Nr. 3**

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Von Hagars Klugheit. — Philosophie und Naturwissenschaft. III. Von Dr. Fr. Börtzler — Weihnachten bei den Zigeunern. II. Von F. W. Brepohl. — Triarier. Von Saxo. — Vom Büchertisch. — Anzeigen.

Von Hagars Klugheit.

Herr, zeige mir deine Wege und lehre mich deine Steige. Ps. 25, 4.

Hagar ist von Abraham aus dem Hause gestoßen. Sie hat ihren Sohn an der Hand. Sie hat sich eine Flasche mit Wasser mitgenommen. Sie liegt auf ihrer Schulter. So treten sie den Weg in die Wüste an.

Man kann sich denken, daß bald die Stunde kam, in der sie nach der Wasserflasche griffen.

Und bald die Stunde, in der der Vorrat in der Flasche zu Ende war. Man warf das leere Gefäß zur Erde.

Der Sohn wollte verschmachten, und die Mutter ging von ihm fort, einen Pfeilschuß weit, ihn nicht zu sehen und ihn doch zu sehen, und selbst auch zu verschmachten.

Bis Gott seinen Engel vom Himmel sandte, der ihnen eine Wasserquelle zeigte, an der sie beide tranken und zum Leben zurückkehrten — —

Wir wissen, auch wir nehmen auf unsern Lebensweg uns einigen Vorrat mit. Auch wir tragen auf unsern Schultern ein jeder solch eine Flasche, mit der wir uns helfen, solange es geht. Der Mensch kann in manchen Dingen sich selbst helfen.

Bis er es nicht mehr kann. Bis wir in Lagen kommen, über die Luther seinen Vers schrieb: „Mit unsrer Macht ist nichts getan!" Bis wir uns verloren fühlen. Wir fühlen immer, es ist schneller dahin gekommen, als wir von Anfang an dachten. Wir dachten, unser Vorrat würde wohl solange reichen, wie unser Leben. Nun ist er doch viel, viel früher zu Ende gegangen.

Daß der Mensch sich so irren kann, über sich selbst sich so täuschen kann! Wir dachten, wir blieben ewig jung. Wir dachten, wir würden's mit fünfzig noch ebenso machen wie mit zwanzig. Was waren wir einst wohlgemut, als wir auszogen.

Und nun ist's mit dem ganzen Mut zu Ende. Alle unsere Werkzeuge liegen stumpf geworden auf der Erde.

Mit der Ehe will's nicht gehen. Mit der Häuslichkeit nicht. Sie langweilt uns. Mit den Kindern nicht. Mit uns selbst nicht. Es kommt uns vor, als wenn wir verwilderten.

Da zeigen uns denn allerlei Engel vom Himmel allerlei Quellen des Lebens.

Aber es kommt darauf an, ob wir so klug sind wie Hagar. Frauen sind oft klüger wie Männer. Ob wir auf den Hinweis hören und ihm folgen. Oder ob wir uns nicht sagen und nicht weisen lassen wollen, dabei bleiben wollen, die Sache soll mit eigener Kraft vollbracht werden. Das kann uns dann leicht das Leben kosten. l'H.

Philosophie und Naturwissenschaft.

Von Dr. Fr. Börtzler.

III.

Die Naturwissenschaft war mit stolzem Selbstgefühl und großem Konkurrenzeifer daran gegangen, so nebenbei auch noch die Aufgaben der Philosophie mitzulösen und zu dem großen Ruhme, den unsere ganze äußere Kultur verkündet, auch noch den größeren hinzuzufügen, den ihr eine Erlösung der Geister von inneren Lebenszweifeln und eine Beruhigung der Gemüter verschaffen würde. Sie hatte sich auf ihre festen, sicheren Straßen verlassen, die sie mit Leichtigkeit bis zu den Polen des Seins verlängern zu können glaubte. Aber sie muß die Erfahrung machen, daß die Möglichkeit, solche guten Wege zu bauen, genau an dem Punkte aufhört, wo sie bisher mit der Philosophie im Kampfe lag, und daß sie von dort an genau in derselben unangenehmen Lage ist wie die Philosophie, und wir müssen ihr den Vorwurf machen, daß sie, die Bewegung auf solchem Boden nicht gewohnt und darum allzufrüh ermüdend, an den Grenzen bereits angekommen zu sein behauptete.

Nun fragt es sich aber: Kann das Ziel, von dem die Philosophie träumt, mit irgend welchen anderen Mitteln erreicht werden? Ist ein philosophisches System, das den Anspruch machen kann, richtig zu sein, überhaupt möglich?

Die Geschichte der Philosophie antwortet darauf mit einem kräftigen Nein, indem sie zeigt, daß alle gemachten Versuche eitel waren. Es ist nicht viel anders — Ostwald glaubt das nicht — als Schopenhauer sagt, (daß) „jedes philosophische System kaum zur Welt gekommen schon auf den Untergang aller andern bedacht ist, gleich einem asiatischen Sultan bei seinem Regierungsantritt . . ." Und weiter: „Die philosophischen Systeme treten in der Welt auf

gleich den geharnischten Männern aus der Saat der Drachenzähne des Jason und haben bis jetzt gleich diesen sich alle wechselseitig aufgerieben. Schon dauert dieser Kampf über 2000 Jahre: wird je aus ihm ein letzter Sieg und bleibender Friede hervorgehen?" Ostwald urteilt optimistischer: „Auf der Naturphilosophie, wie *ich* sie mir denke, wird diese Schilderung nicht passen," sagt er (Vorl. über Naturph., S. 5), und er meint: „Es läßt sich eine Zukunft absehen, in welcher die Schilderung Schopenhauers uns anmuten wird wie die Sagen der Ilias oder des Nibelungenliedes von den Hand- und Wortgefechten der Helden."

Ostwald hatte diesen Optimismus nötig; denn ohne ihn hätte er an sich selbst verzweifeln müssen, bevor er mit seiner Schöpfung zu Ende war. Nein, von Thales aus Milet bis auf Ostwald aus Leipzig hat uns keiner das Welträtsel zu lösen gewußt, die Geschichte der Philosophie ist eine Geschichte von Irrtümern, und wenn wir das Gewollte mit dem Erreichten vergleichen, so will es uns fast scheinen, als ob kaum ein nennenswerter Fortschritt gemacht sei.

Ob die Erreichung des Zieles auch für *alle* Zukunft unmöglich sei, darüber müssen wir uns ganz der Aussage enthalten. Viele werden es verneinen, die einen in der Annahme, daß Körperliches und Geistiges sich gar nie ganz vereinigen lasse, daß die Erkenntnis stets von dem einen zum andern einen Sprung machen müsse, so daß immer etwas Unerklärtes bleibe, womit aber nicht gesagt ist, daß der Sprung sich auch im objektiven Sein vorfinde, die andern in der Überzeugung, daß der Mensch, dessen Vorstellung ein Produkt seiner *Erfahrung* sei, niemals derartige Organe (körperliche und geistige) haben werde, daß er auch von den fernsten Fernen des Seins (ich denke dabei zunächst an das räumliche) und von den tiefsten Tiefen desselben (ich denke hier besonders an die Geheimnisse des Lebens und insbesondere des geistigen) *Erfahrung* bekommen könne.

Wir müssen jede Entscheidung hierüber ablehnen, weil wir glauben, daß dieselbe wieder einen bestimmten „philosophischen" Standpunkt bedeute, und eine wirkliche *Erkenntnis* der Dinge, um die es sich handelt, schon voraussetze.

Aber, was wir mit gutem Gewissen sagen können, ist, daß für eine *absehbare* Zeit, für eine Zeit, mit der Menschen rechnen können, eine Lösung des Welträtsels ausgeschlossen ist. Das läßt uns nicht bloß die Geschichte der Philosophie vermuten, das zeigt uns auch folgende Erwägung: Ein neues System könnte nur auf Grund einer neuen Beobachtung gemacht werden. Und nun ist die Frage die: Ist es wohl denkbar, daß in diesem kleinen für uns erfahrbaren Teil des Seins eine neue Beobachtung gemacht wird, die sofort das ganze Sein plötzlich mit einem Lichtmeer übergießen könnte, die den Schlüssel zur *absoluten* Lösung des Welträtsels bieten könnte? Wir wollen nicht leichtfertig nein sagen. Es gibt ein großen Geistern eigenes und ihnen vorbehaltenes Erkenntnismittel, das nicht alle Zwischenglieder nötig hat, um von einem einzelnen Fall aus eine umfassende Wahrheit zu erschließen, die Intuition. Das Gravitationsgesetz ist auch nicht so gefunden worden, daß von einem menschlichen Bewußtsein zuerst *alle* einzelnen Fälle, für die dann eine allgemeine Formel gefunden wurde, untersucht wurden. Es ist gefunden an *einem* Fall, angeblich am Fall eines Apfels, und mit einer *plötzlichen* Erkenntnis ist es als Weltgesetz aufgefaßt worden. Und so könnte ja vielleicht eine im Gebiete des körperlichen oder des geistigen Lebens gemachte neue Beobachtung geeignet sein, mit einem Schlage das ganze Sein so zu erhellen, daß es für jedes normale Auge klar daliegen müßte. Nur auf eine solche Intuitionsgabe ihres Meisters könnten sich die Verfechter eines philosophischen Systems, eines naturphilosophischen ebenso wie schlechthin philosophischen, berufen.

Allein auch die Intuition hat ihre Grenzen. Die Verallgemeinerung der beim Fallen eines Apfels gemachten Beobachtung war doch nur möglich, wenn eine Reihe ähnlicher Fälle vorher schon mit einem gewissen Druck an der Schwelle des Bewußtseins standen, sich also schon in dem Raume vorbereitet fanden, in dem auch bereits geistiges Leben stattfindet, wenn auch nicht in der Helligkeit wie in dem andern Teil, den wir Bewußtsein nennen. Die *eine* neue Beobachtung hat dann genügt, um die Türe vollständig aufzustoßen, daß die ganze Gesellschaft hereinstürmen konnte, und das Hinzukommen des *einen* Gliedes hat genügt, um die Erkenntnis der Verwandtschaft *aller* plötzlich aufgehen zu lassen, daß sich alle, von diesem Bewußtsein durchzuckt, gegenseitig in die Arme sanken.

Nun könnte man ja einwenden, es sei möglich, daß sich ein dämmerhaftes Bild des Gesamtseins in der Menschenseele finde, und es sei eine Intuition nicht ausgeschlossen, die es plötzlich ganz erhelle.

Aber man bedenke doch, wie lange hat es gedauert, bis ein Gesetz wie das Gravitationsgesetz, dessen Einzelfälle sich doch so deutlich und fortwährend offenbaren, gefunden wurde, und wie lange wird seine Geltung vielleicht dauern? Und nun sollte man annehmen, daß auch von den fernsten Fernen des Seins schon derartig starke Eindrücke vorhanden sein könnten, daß das Gemeinsame, Verwandtschaftliche *aller* mit einem Schlage erkannt werden könnte, daß alle Fäden, die das Sein durchziehen, sich plötzlich um *eine* Beobachtung wie um einen Kern zusammenrollen könnten, daß sich das ganze Sein plötzlich ins Bewußtsein drängen könnte. Ich glaube, man braucht diese Frage nur vorzulegen, um die Unmöglichkeit der Annahme zu offenbaren. Wir müssen die Hoffnung auf ein absolut richtiges System *endgültig aufgeben*. Keines kommt über den Grad einer subjektiven Gewißheit hinaus. Dem Autor selbst zeigt seine Konstruktion nur die Verwandtschaft der zusammengefaßten Erscheinungen, dem Betrachter aber meist mehr die Verschiedenheit. Darum wehe denen, die sich einem solchen „Spezialisten des Allgemeinen" wie Comte den Philosophen nennt, anvertrauen, wenn sie nicht zugleich ein durch nichts zu erschütterndes Vertrauen mitbringen.

Eine solche Skepsis an dem Wahrheitsgehalte der Philosophie hat sich in der Geschichte derselben schon manches Mal geltend gemacht, vielleicht selten in der radikalen Form, daß man ihre Existenz förmlich von der Unmöglichkeit, wahre oder auch nur wissenschaftliche Lösungen zu bieten abhängig machte, aber oft mit viel radikaleren Konsequenzen. Man folgerte aus dieser Tatsache häufig die Berechtigung zur Mißachtung und Verwerfung aller und jeglicher philosophischen Beschäftigung und Arbeit; und man ging besonders in der griechischen Skepsis noch weiter: indem man in Betracht zog, daß auch dem in den Wissenschaften vorhandenen Wissen mit dem Fehlen einer philosophischen Wahrheit seine letzte Begründung mangele, daß die hier aufgereihten Perlen auf der andern Seite von dem Faden wieder ablaufen mußten, weil der Endknoten fehle, kam man dazu, auch dieses Wissen nicht mehr als Wahrheit gelten zu lassen und machte zeitweise den praktischen Versuch mit einem Standpunkt, von dem aus alles in der gleichen Weise wahr und unwahr ist.

Diese radikalste Konsequenz der Skepsis fand im *Leben* sehr bald ihre Korrektur. Die Wissenschaft hat, zwar nicht für ihre Wahrheit, wohl aber für ihre Existenzberechtigung und für ihr sicheres Auftreten ihre ewige Legitimation in der *Notwendigkeit*, mit der das menschliche Denken sie erfaßt und in der *Befriedigung*, mit der es ihren Lösungen zustimmt. Eine ähnliche Legitimation

besitzt aber auch die Philosophie, eine zwar nur von einem kleineren, aber nicht dem minderwertigeren Teil der Menschheit anerkannte, wie ja auch die Anerkennung der Legitimation der Wissenschaft keine ausnahmslose ist. Die Notwendigkeit, philosophische Probleme zu erörtern, philosophisch zu denken, ergibt sich für jeden, der die Dinge und das Leben anders als oberflächlich betrachtet, und wenn die Befriedigung bei philosophischen Lösungen oft auch nicht in dem Grade vorhanden ist wie bei wissenschaftlichen, so ist sie doch bei philosophischer Arbeit oft mehr noch zu finden.

Aber auch nicht verdienstlos steht die Philosophie vor dem Tribunal der Menschheit. Sie hat als Trieb zum Wissen die Wissenschaft oft weiter hinausgezogen und gedrängt; sie hat in einer Zeit, wo es eine eigentliche Wissenschaft noch nicht gab, wo für die Erkenntnis noch alles unbekanntes Land war, auch alles beherscht und darum geradezu auch als die Wissenschaft schlechthin gegolten; sie hat dann ihren Kindern (als deren Vater sie gelten kann, während die Not des Lebens als ihre Mutter angesehen werden muß), den einzelnen Erkenntnisdisziplinen eigene Haushalte eingerichtet, sie zu der Arbeit angestellt, die ihrem wilden Drang ins Weite zu beschränkt war, und ist selbst weitergeeilt. So hat sie im Laufe der Zeit eine ganze Reihe von Wissenschaften von sich abgestoßen, wegen ihres abenteuerlichen Lebens von ihren Kindern zum Teil gehaßt, von allen aber doch hie und da verstanden und zurückgerufen; sie ist so in neuester Zeit im Begriff, die Psychologie und, wenn ich richtig schätze, auch die Ethik von sich auszuscheiden.

Und weiter: in dem Streit, den die Philosophie notwendig mit der Wissenschaft um die Grenzen zwischen Bekannten und Unbekannten führt, spielt sie besonders in ihrer Form als Erkenntnistheorie nicht bloß die äußerst wichtige Rolle, daß sie die Gegnerin vor einer leichtfertigen Eroberungspolitik bewahrt und sie zwingt, auch an den Grenzen ihres Reiches den Grundsätzen treu zu bleiben, die sie aus kleinen Anfängen groß gemacht haben, sondern sie erhält sie auch in ihrer Position da draußen in stets erneuter Spannung und Elastizität zu wirklich sieghaftem und nicht bloß scheinhaftem Vorrücken. So scheint mir die philosophische Betrachtung, d. h. das ins Rätselhafte Ziehen, das ins Unbekannte Sichverlängernlassen der Begriffe Materie, Kraft, Atom, Ding usw. nicht verdienstlos bei neuen Fortschritten der Wissenschaft.

Wie manche in der Psychologie, so haben andere in dieser Erkenntniskritik sogar ein Gebiet sehen wollen, wo die Philosophie als Wissenschaft mit den anderen Wissenschaften konkurrieren könne und auf das sie sich deswegen auch zu beschränken habe. Gewiß steckt in der Erkenntnislehre ein gutes Stück wissenschaftlicher Arbeit, viel Material für eine wissenschaftliche Behandlung; aber dieses Material ist zum Teil schon der Psychologie und Logik, soweit sie sich, wie oben dargelegt, zu Einzelwissenschaften zu gestalten angefangen haben, zugefallen, zum Teil wird es ihnen noch zufallen. Was an der Erkenntnislehre dauernd philosophisches Gut bleibt, ist nur das wirklich Problemhafte. Abgesehen davon, daß diese Beschränkung des Begriffes lediglich als Forderung aufgefaßt werden könnte, wie sich die Philosophie in Zukunft gestalten solle, und nicht als Darlegung dessen, was Philosophie ist, indem eine große Reihe von Fragen und Namen, die doch einmal in dieses Kapitel gehören, einfach ignoriert würden, abgesehen davon gehört doch selbst ein Hume, an den man bei der angegebenen Einschränkung am ersten denken möchte, nur dadurch in die Geschichte der Philosophie, daß er seine Zerlegung des Begriffes der Kausalität und der Substanzialität, besonders der Substanzialität der Persönlichkeit, so weit ins Unbekannte fortsetzte, daß jeder, der ihm folgt, das Gefühl hat, daß er den festen Boden unter den Füßen verloren hat. Hätte er auch nur einen Schritt vor dem Rätsel Halt gemacht, so wäre er nie den Philosophen eingereiht worden. Man wird mir vielleicht entgegnen, daß ja auch z. B. das Gravitationsgesetz von Rätseln nicht frei sei und doch als wissenschaftliches Resultat und seine Auffindung als wissenschaftliche Tat gelten müsse. Das Gravitationsgesetz unter dem Gesichtspunkt des Rätsels aufgefaßt gehört auch in die Philosophie und nicht in die Naturwissenschaft. In diese gehört es nur, sofern es als Wahrheit (wenn auch nicht als endgültige), als fester Boden angesehen wird, d. h. für eine große Summe von Erscheinungen eine ausnahmslose Erklärung bietet, insofern es etwas Positives bringt, eine Erlösung bedeutet, während umgekehrt etwa Humes Zerlegung der Begriffe Kausalität und Substanzialität oder Kants „Ding an sich" statt des Gefühles der Befriedigung das umgekehrte Gefühl der erneuten Spannung, des gesteigerten Zweifels als Resultat haben, zu Fragen führen, aber nicht zu Lösungen sich für das Gefühl kundgeben. Wir haben hier wieder den ganzen Gegensatz von Wissenschaft und Philosophie!

So ist auch die Möglichkeit hinfällig geworden, daß etwa die Erkenntniskritik uns von unserer Skepsis an der wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit der Philosophie befreien könnte. Wir müssen also fortfahren, das große Ansehen, das dieselbe genossen hat und bei aller Anfeindung noch genießt, aus andern Verdiensten zu erklären und kommen dabei jetzt zur Systemphilosophie. Ich glaube, durch meine bisherigen Darlegungen bewiesen zu haben, daß ich nicht ihr einseitiger Verehrer bin. Wer aber für sie nur Verachtung hat, der denke sich die Geschichte der Philosophie — denn im wesentlichen ist es eine Geschichte von Systemen — einfach aus der Geschichte der Menschheit gestrichen. Will es dann nicht scheinen, als ob dieser Mangel etwas Beschämendes für das Menschengeschlecht hätte, als ob gerade das, worin sein größter Stolz liege, genommen sei. Diese titanenhaften, himmelstürmenden Versuche, so erfolglos sie im Grunde auch alle waren, sind doch der schönste Kraftbeweis der Menschenrasse.

Erfolglos ist eigentlich zu viel gesagt; es bezieht sich nur auf das Gesamtresultat; die Wahrheit hat kein System gebracht — wohl aber jedes eine Wahrheit. Ein Fortschritt ist doch immer gemacht worden, denn jedes System basiert doch auf einer neuen Beobachtung, und ohne die Ausgestaltung derselben, ohne ihre Darstellung in einem augenfälligen Bauwerke wäre ihr die Wirkung auf das Denken versagt geblieben, die ihr gebührt. Man denke nur an die Fülle von Beobachtungen, die Schopenhauers „Welt als Wille" in sich birgt! Und um die Sache an einem konkreten Beispiel noch deutlicher zu illustrieren: Ich vermute, es werden sich vielleicht wenig Anhänger von Platos Ideenlehre mehr finden und mehr solche, die darin eine Mißgeburt sehen, welche besser nicht erfolgt wäre. Und doch, mir scheint Plato Anspruch auf unsere höchste Dankbarkeit zu haben, weil er mir sich ein ungeheures Verdienst um die menschliche Erkenntnis erworben zu haben scheint. Denn die ganze vorsokratische Naturphilosophie hatte sich in dem Wahne festgefahren, daß alles Sein rein körperlich erklärt und gedeutet werden könne, daß mit dieser Erklärung alles abgetan sei, daß man so zu erklären nur ein wenig fortzufahren brauche um ans Ende zu kommen. Das Wie war auf die mannigfaltigste Weise versucht worden. Das geschlossenste und konsequenteste Weltbild dieser Art hatte die Atomistische Schule (Leukipp—Demokrit) hingestellt. Aber eben diese Vollendung des Bildes hatte auch sofort seine Mängel er-

kennen lassen. Anaxagoras schon hatte den Hautmangel gesehen und mit der Einfügung des Nus, des denkenden Geistes, das alte Bild retten zu können geglaubt. Plato erst erkannte die Tiefe und Bedeutung des Mangels und wies auf eine Tatsache hin, die man bisher vollständig ignoriert hatte, daß nämlich die körperliche Welt auch eine geistige Parallele hat, daß a l l e s Körperliche uns auch als Geistiges gegeben ist, als Vorstellung, Gedanke, Idee. Und weil das Geistige nicht aus dem Körperlichen ableitbar erschien, schlug er den umgekehrten Weg ein und erklärte die Ideenwelt, das Gedankliche, als das eigentlich Existierende, von dem die körperlichen Dinge nur ein flüchtiges, schattenhaftes, in ewigem Wechsel befindliches Abbild darstellten.

Das bleibend Wertvolle in Platos Philosophie ist die e i n e neue Erkenntnis, seine Gegenüberstellung der Welt als Vorstellung, der Ideenwelt, wie er sie nennt, und einer außerhalb dieser befindlichen Welt, die man bisher allein gekannt hatte. Damit hat er ein Problem in die Menschheit geworfen, das heute noch seiner Lösung harrt, so sehr auch in den mehr als 2000 Jahren daran gearbeitet wurde, ein Problem, das jedem denkenden Menschen ein solches sein m u ß, das jetzt die Philosophie geradezu beherrscht. Er hat zum mindesten uns eine Ahnung davon aufgehen lassen, daß da, wo man mit der Welterklärung schon zu Ende zu sein glaubte, noch ein weites Feld zum Forschen und Arbeiten und vor allem zum Fragen beginne. Die positive Ausgestaltung zu einem System muß man Plato verzeihen, sie war psychologisch natürlich, ja notwendig und für die Fruchtbarkeit seiner Beobachtung nützlich.

Man könnte ja einwenden, die Philosophen hätten besser getan, sich mit der Konstatierung der Beobachtung zu begnügen, womit sie das Falsche in einer andern Auffassung der Dinge korrigieren wollten; Plato z. B. hätte sich zufrieden geben sollen mit der Aufstellung des Satzes, daß sich uns die Dinge in zweifacher Form darstellen, in sinnlicher (materieller) und in geistiger Form. Dann, so könnte man vielleicht tröstend sagen, wäre das auch eine w i s s e n s c h a f t l i c h e Leistung, eine Wahrheit, zwar vielleicht auch keine endgültige, so wenig wie die wissenschaftliche, aber doch fähig, mit dieser zu konkurrieren. Das Anerbieten scheint für die Zukunft im ersten Moment vielleicht verlockend, und doch wird die Philosophie nie darauf eingehen können. Denn diese philosophischen Beobachtungen sind ja zum allergrößten Teil nur gemacht worden in dem Streben nach einer besser begründeten We l t auffassung, sie dienen ja nur einem Gesamtbild. Man kann aber nicht gut verlangen, daß s i e seien, nicht aber ihre Mutter. Als wissenschaftliche Taten könnten sie außerdem doch nicht angesprochen werden, weil mit ihnen in der Zeit, in der sie entstanden, eigentlich nichts anzufangen war, weil sie keine L ö s u n g bedeuteten, wie z. B. das Gravitationsgesetz. In das konnten eine Menge von Erscheinungen als in ein sicheres, schützendes Unterkunftshaus sofort hineinschlüpfen, es war ja für sie gemacht; anders etwa mit Platos Entdeckung; statt zu befriedigen, schuf sie nur Zweifel und raubte die vorher geglaubte Sicherheit.

Aber, wenn die in den einzelnen philosophischen Systemen enthaltenen Fortschritte auch keine w i s s e n s c h a f t l i c h e n Wahrheiten sind, als Wahrheiten dürfen sie doch gelten. Sie bringen Korrekturen anderer Weltauffassungen, decken wirkliche Mängel und Fehler derselben auf. Und weil jedes Bewußtsein zu einer Weltauffassung t e n d i e r t, so stellt sich uns die ganze Geschichte der Philosophie dar als eine sich in stets neuen Lösungen versuchende Kritik des Bewußtseins gegenüber einer unbewußten, sich geradezu von selbst bildenden Weltauffassung. Denn eine Weltauffassung, oder etwas wie eine Weltauffassung, hat schließlich jeder, der Mensch im 20. Jahrhundert so gut wie etwa der Germane im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Und die Beschaffenheit seiner Auffassung ist ein Dokument für die erlangte Bewußtseinsstufe. Jenes außerhalb unserer Erfahrung liegende Gebiet des Seins, jenes dunkle Land, von ihm hat doch jeder eine gewisse Vorstellung. Was der Verstand nicht mehr sieht, das sieht die Phantasie: Schattenhafte Gebilde treiben dort ihr Wesen, der Spuk ist dort zu Hause, und die im Kindesalter der Menschheit hier sich besonders üppig gebärdende Phantasie hat auch im Laufe der Jahrhunderte nicht ganz nachgelassen. Sie hat sogar einzelne Gestalten noch viel schärfer ausgebildet und manchen eine derartig deutliche Form zu geben gewußt, daß sie von vielen, die sich nicht kurzsichtig schelten lassen möchten, für Wirklichkeit gehalten werden. Für wie viele ist z. B. d i e Seele, d e r freie Wille, sind d a s Gute und d a s Böse noch derartige Wesenheiten, die i h r e n e i g e n e n Gesetzen gehorchend, mit eigenem Triebwerk versehen scheinen und ohne als Glied in die allgemeine Kette des Seins eingefügt zu sein, eine Sonderexistenz, ein freies Leben führen.

Ich bin am Ende meiner Ausführungen, ich habe zu zeigen versucht, daß Philosophie und Naturwissenschaft in der Tat Gegensätze darstellen, sowohl durch das, was sie als Ursprüngliches und ihnen darum Eigentümliches wollen, als auch durch den Erkenntnisgrad, der ihnen möglich ist. Die Philosohie kann nicht Wissenschaft werden, ohne ihr eigentliches Wesen für tot zu erklären, und die Naturwissenschaft nicht Philosophie, ohne zuzugeben, daß ihre Wissenschaft zu Ende ist. Aber innerlich sind beide auf einander angewiesen durch die Konsequenzen, die sich aus der Einheit des Seins ergeben. Der philosophische Trieb in der Naturwissenschaft lebend, wird nicht nur imstande sein, ihre Resultate dem Menschenherzen näherzubringen, sondern er wird auch das wissenschaftliche Bewußtsein vor Verengung schützen und in seinem rastlosen Drang nach vorwärts als treibende Kraft der Wissenschaft selbst namentlich an ihrer Peripherie von Nutzen sein. Und die Philosophie, mit naturwissenschaftlichem Gifte geimpft, wird fernerhin mehr gefeit sein gegen die Bazillen der Phantasterei. Denn bei aller Achtung vor dem ungeheuren Reichtum des geistigen Lebens und so sehr auch zu betonen ist, daß eine Weltanschauung, die einigermaßen befriedigen soll, das, was dort im Halbdunkel der geistigen Welt an Phänomen aufblitzt, nicht unberücksichtigt lassen darf, so muß man doch zugeben, daß für den Baum der menschlichen Erkenntnis die Wurzeln einzig und allein in den unerschütterlichen Tatsachen der sinnlichen Natur liegen und daß alle Erfahrungen auf geistigem Gebiete dauernden Erkenntniswert nur behalten können, wenn sie eine Verbindung mit diesen Wurzeln gewinnen. Und darum halte ich es für gut, wenn die Naturwissenschaft die Philosophen immer wieder einlädt: „Brüder, bleibt der Erde treu!“

Weihnachten bei den Zigeunern.

Ethnologische Studie von F. W. B r e p o h l, Wiesbaden.
Mitglied der „Gipsy Lore Society“.

II.

Ist nun die Weihnachtswoche herangekommen, so hat außer der schon erwähnten Sammlung des Hasenfettes der Zigeuner noch eine Aufgabe, die ihn in fieberhafter Tätigkeit hält. Er muß Fledermäuse fangen, die allerdings um Weihnachten sehr selten sind, da sie ja ihren Winterschlaf halten. Eifrig sucht er altes Gemäuer und Ruinen nach schlafenden Fledermäusen ab. Das Blut der Fledermäuse, die in der Weihnachtswoche gefangen und geschlachtet werden, braucht er zur Heilung kranken Viehes. Er wendet dies auch bei seinen eigenen Pferden an, wenn diese an Blähungen leiden.

Der heilige Abend aber hat für den Zigeuner die größte Bedeutung. Glaubt er doch, daß in der Weihnachtsnacht eine Menge böser Dämonen ihm sein Wohlergehen streitig machen will. So stellt eine Art von Geistern dem weiblichen Geschlecht nach, um es zu rauben und zu kochen. Eine andere Art geht auf Tötung der Männer aus. An verschiedenen Anzeichen sucht der Zigeuner in dieser Nacht auch sein ferneres Schicksal zu erkennen. Ist z. B. die Christnacht trübe, so gibt es einen bösen Sommer und der arme Zigeuner wird es im kommenden Jahr sehr schwer haben. Bellen die Hunde in dieser Nacht viel, so wird der Stamm viele Angehörige durch den Tod verlieren. Grunzen die Schweine nicht in hellen Tönen, so werden auch die Töchter der Sippe, der die Schweine gehören, sich im kommenden Jahre nicht verheiraten. Quieken sie dagegen, so findet noch am kommenden Pfingstfest sicher eine oder mehrere Hochzeiten in der Familie statt. (Schweine werden von den Wanderzigeunern nur im Winterlager gehalten. Um Weihnachten werden sie besonders gepflegt, damit sie in der Christnacht wohlauf sind.) In der Christnacht selbst aber geben die Zigeunertöchter, um freudiges Grunzen oder Quieken bei den Schweinen hervorzurufen, diesen sehr gerne besondere Leckerbissen, wie z. B. Maisbrot und Salz.

Aber nicht nur Böses und Gefahren bringt die Christnacht. Dem mutigen Zigeuner kann sie auch Schätze bringen. Allein er hat dann große Gefahren zu bestehen. Eine alte Zigeunersage erzählt, daß diejenigen Zigeuner, welche in der Christnacht auf einem Dorfe die zuletzt beerdigte Leiche ausgraben und dreimal um die Kirche tragen, besonderen Reichtum erlangen werden. Allerdings ist hierbei auch die Bedingung, daß die Leiche erst wenige Tage im Grabe gelegen hat. Nach einer alten Erzählung wurden zu Gießen in Oberhessen am 15. November des Jahres 1726 mehrere Zigeuner durch das Schwert hingerichtet, die geständig waren, wie Raub und Diebstahl, auch in der Weihnachtsnacht des Jahres 1725 das Verbrechen der Leichenschändung begangen zu haben. Dieser Aberglaube scheint in verschiedenen Variationen bei allen Zigeunerstämmen verbreitet zu sein. So wurde er mir auch 1906 in Ober-Ungarn als bei den slowakischen Zigeunerstämmen herrschend geschildert. Jedoch habe ich nicht erfahren, ob man Beweise dafür hat, daß dieses Experiment von slowakischen Zigeunern probiert worden sei. Dagegen erzählt der bedeutende Zigeuner-Ethnologe, Dr. Heinrich v. Wislocki in einem seiner Werke, daß bei den transsylvanischen Zeltzigeunern (Siebenbürgen) dieser Glaube auch vorhanden sei. Nur mit dem Unterschied, daß er dort sich auf sämtliche drei Christnächte ausdehnt und außerdem die transsylvanischen Zigeuner die Leiche noch mit einer gabelförmigen Weidenrute peitschen, damit die Seele des Verstorbenen nicht in einen der Zigeuner fahre und ihn zum Selbstmord reize. Auch müssen nach Wislocki bei den transsylvanischen Zigeunern stets zwei, aber auch nur zwei, die Tat ausführen. Daß dies aber tatsächlich früher geschah, beweist, daß im Jahre 1831 zwei Zigeuner wegen überwiesener Leichenschändung in der Christnacht zu Szitasch-Keresztur zum Tode am Galgen verurteilt wurden. Das Urteil ist am 2. Februar 1832 im genannten Ort vollzogen.[1]) Ob auch andere Zigeunerstämme die ausgegrabene Leiche peitschen, ist mir nicht bekannt. Bei unseren deutschen Zigeunern ist es nicht der Fall. Vielmehr suchen sie sich durch Zaubersprüche vor der fremden Seele zu schützen.

Am ersten Weihnachtstag harrt des Zigeuners wieder eine zeremonische Feier. Schon am heiligen Abend wurde dieselbe vorbereitet. Es ist dies die Feier der Verbrennung der „verheirateten" Bäumchen. Die Verheiratung besteht nach Wislocki darin, daß ein Weiden- und ein Tannenbäumchen miteinander verbunden werden, indem die Zweige ineinander geflochten und beide mit einem roten Faden umspannt werden. In der Frühe des ersten Festtages reichen nun sämtliche Männer und Weiber des Stammes sich die Hände und bilden so einen Kreis um die Bäumchen. Während sie ihre Lieder in Zigeunersprache singen, machen einige Burschen ein Feuer unter den Bäumchen, so daß dieselben mit verbrennen. Die Asche ist ein Zaubermittel. Sie wird von jedem Sippenältesten in seine Erdhöhle getragen, wo etwas derselben in einen Stiefel gestreut wird, den hierauf jedes männliche Familienmitglied an- und auszieht. Hierdurch wird nach Ansicht der Zigeuner die Familienzusammengehörigkeit gestärkt. Wislocki ist der Meinung, daß die Zeremonie der „verheirateten" Bäumchen mit einer Sage vom „Allsamenbaum", die unter den transsylvanischen Zigeunern überall verbreitet ist, zusammenhängt. Nach dieser Sage warfen einst die Menschen in einem Land, welches einem schönen großen Garten glich, und das von einem großen Fluß und einer Mauer umgeben war, einen bekränzten Ochsen, der einen Korb Eier und Früchte um den Hals trug, alljährlich in den Fluß. Dies geschah 1000 Jahre hindurch am Neujahrstag, bis Verführer die Leute abhielten, diesen Brauch fortzusetzen. Als Folge dieser Unterlassungssünde brach eine Hungersnot über das Land herein. Die Leute zogen in die ferne Welt hinaus, um nimmer in ihre Heimat zurückzukehren. Nur einem frommen Einsiedler ward nach Jahren von einem aus dem Wasser steigenden Mann ein Baum gezeigt, der alle Früchte und Samen der Welt trug. Um diesen „Allsamenbaum" sehen zu können, pflanzen, nach der Ausführung Wislockis, die siebenbürgischen Zeltzigeuner die verheirateten Bäume, die sie in ähnlicher Weise wie auch die deutschen Zigeuner nachher verbrennen. Bei den deutschen Zigeunern aber ist keine Spur von dieser Sage bisher zu finden gewesen und ich nehme an, daß diese dieselbe nicht kennen, obwohl auch sie die Verbrennung der „verheirateten Bäume" ausführen. Selbst habe ich dieser Zeremonie bisher nicht beiwohnen können. Auch habe ich bei meinen Streifereien weder in Kroatien noch in Serbien, auch nicht im Banat und in der Slowakei Spuren von einer derartigen Sage gefunden. Trotz des internen Verkehrs mit serbischen, kroatischen und banater Zigeunern ist mir eine derartige Sage unbekannt geblieben. Dagegen glaube ich annehmen zu dürfen, daß Wislocki nicht irrt, wenn er in diesem Brauch eine Analogie eines alten deutschen Brauches erblickt. Nach einem alten deutschen Rechtssymbol[2]) wurde bei Annahme an Kindes Statt das „Mit einem in den Schuh steigen" gepflogen, wodurch die Kindesstattannahme erklärt wurde. Ich glaube sogar fest, daß man nicht fehl geht, wenn man annimmt, daß diese Sitte der Zigeuner keine ursprünglich zigeunerische ist, sondern ein während des 500jährigen Aufenthalts in deutschen Landen angenommener Gebrauch ist. Bei genauer Beobachtung findet man auch bei anderen Gelegenheiten häufig kleine Züge, die auf den Einfluß der Kulturvölker zurückzuführen sind. Sonderbarerweise hat dies Volk die Kultur anderer Völker nicht angenommen, aber von den Gebräuchen hin und wieder sich etwas angeeignet. Dies geschah wohl ursprünglich in der Absicht, durch dieselben bei seinen Betrügereien zu profitieren. Unbemerkt aber wurden dann die um des Betruges willen übernommenen Gebräuche zur eigenen Volkssitte.

Die Zeit nach Weihnachten führt der Zigeuner ein einförmiges elendes Dasein, welches nur durch Musizieren einigermaßen erträglich gemacht wird. Er legt Schlingen zum Wildfang, treibt Holzschnitzereien, und wenn die Not groß ist, geht er mit einigen Genossen auf eine kleinere Bettel-

[1]) Wislocki, Vom wandernden Zigeunervolke, Hamburg 1890, Seite 149.

[2]) Vgl. Grimm, Rechtsaltertümer, S. 155 und 463.

und Diebesfahrt. In dieser Zeit verschmäht er auch das Aas von krepierten Tieren nicht. Es ist aber ein Fehler, ihm hieraus, wie es Grellmann[3]) tut, einen Vorwurf machen zu wollen oder sich deshalb mit Abscheu von ihm zu wenden, denn Not treibt ihn dazu. Übrigens habe ich dies auch bei ärmeren Italienern gefunden, so daß man das Aasessen nicht als eine spezielle zigeunerische Eigenschaft bezeichnen darf.[4]) Über die Abneigung, die Aas beim Menschen hervorruft, setzt sich der Zigeuner leicht hinweg. Er sagt, daß das Fleisch eines Tieres, welches Gott schlachtet, besser sein müßte, als das Fleisch eines von der Hand des Menschen getöteten.[5])

Auch die Neujahrsnacht ist gefahrvoll. In ihr geht wieder ein Geisterheer auf Jungfrauenraub aus. Diese Geister wohnen hoch im Gebirge. Sie fangen hübsche Zigeunerjungfrauen, schleppen sie in ihre Höhlen und feiern dort Hochzeit mit ihnen. Die Mädchen werden dann (auch in der Neujahrsnacht) von den Geistern gekocht, wodurch sie die Knochen verlieren und echte Geisterweiber werden. Alle Neujahrsnächte werden sie dann wieder gekocht, damit sie stets verjüngen. Die Zigeunerinnen tragen daher Neujahr Stechapfelsamen in ihren Taschen und streuen auch solchen in ihre Betten, da dieser eine geisterbannende Wirkung haben soll und die Geister ihnen dann nichts anhaben können. (Näheres darüber siehe „Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte.“ Bd. 4. Münster i. W. 1891. Aschendorffsche Buchhandlung.)

Der Spätwinter und die Wochen vor Fastnacht bringen dem Wanderzigeuner wieder reiche Abwechselung, da in dieser Zeit in der Bukowina und Ungarn die meisten Hochzeiten stattfinden, zu denen die Zigeuner die Musik stellen. Mit dem hereinbrechenden Frühjahr strömen sie dann aber wieder hinaus in die Ferne, um ihren Wandertrieb auszuleben.

Das bisher Gesagte bezieht sich alles auf die Wanderzigeuner, die nicht zu verwechseln sind mit den seßhaften Zigeunern. Diese haben meistens ihren reinen Volkscharakter verloren.[6]) Bei ihnen hat, sei es durch Zwang der Gesetze oder durch die Umgebung, eine Art von Kultur Eingang gehalten, die ihren Charakter noch verschlagener macht. Aus freiwilligem Entschluß haben sie sich schon nicht seßhaft gemacht. Nur Not oder gesetzlicher Druck führte dazu. In Österreich, Süd-Ungarn und Rumänien haben sie ihre Lehmhütten meistens in der Nähe kleiner Landstädte und Dörfer, in sogenannten Un- und Ödländern. Hier treiben sie spärlich Landwirtschaft und Viehzucht oder leben von Musik und vom Bettel. — In Berlin haben sie sich im hohen Norden niedergelassen und sind ängstlich bedacht, Kulturmenschen von ihren Wohnstätten fern zu halten. — In Südrußland (Kiew und anderen Städten) leben sie abseits von der Stadt in dreiseitigen Zelten, sich durch Musik, Zauberei und derartigem ernährend. In den Städten selbst dürfen sie hier nachts nicht weilen. In Ober-Ungarn (Slowakei) dienen sie als Chausseearbeiter und Steineklopfer, gehen auch wohl zu Leuten Holz hacken. In Serbien und Montenegro leben sie als Hirten. In letzterem Lande sind sie ganz slawisiert. So schön scheinbar diese äußerlichen Fortschritte sind, hat ihnen diese äußere Kultur doch wenig ethische Besserung gebracht. Ihr Aberglaube ist nicht verschwunden, und man könnte fast sagen, auch die Kulturmittel müssen ihrem Aberglauben dienen. So erfuhr ich von einem seßhaften Zigeuner in einer Niederlassung an der serbisch-ungarischen Grenze, daß er zu Weihnachten, nach dem neuen

---

[3]) Grellmann, „Die Zigeuner“, Dessau 1783, S. 32.

[4]) Wie z. B. in der Breslauer Sammlung von Natur- und Medizingeschichten, Breslau 1725.

[5]) Anzeigen aus den K. K. Erblanden. 5. Jahrg. S. 286.

[6]) Näheres darüber siehe Franz Liszt, „Gesammelte Schriften“. Bd. 6, S. 145—163.

Kalender, in seiner Hütte einen serbischen Kalender aufhänge, damit die Dämonen der Meinung seien, er sei Serbe. Umgekehrt am serbisch-orientalischen Weihnachtstage (alter Kalender) hänge er einen ungarischen auf, damit die Geister diesmal keine Gewalt über ihn hätten, da für ihn Weihnachten schon vorüber sei.[7])

Diese Leute wissen sehr gut, daß die Christen Weihnachten in Gebestimmung sind. Deshalb treten sie mit allerlei Schwindel-Bittgesuchen an dieselben heran, die meistens ohne Prüfung erfüllt werden. Diese zeugen von noch größerer Verschlagenheit und Hinterlistigkeit als die Betrugsstückchen der Wanderzigeuner. Ich durfte davon ein Beispiel erfahren. Am 24. Dezember 1907 erschien in aller Morgenfrühe ein nordungarischer, seßhafter Zigeuner in meiner im Trenciner Komitat gelegenen Wohnung und bat um ein Totenhemd für seine am vorhergehenden Abend plötzlich verstorbene Frau. Da ich aus Erfahrung wußte, daß Zigeuner es für Ehrenpflicht halten, die Verstorbenen nur in ihren eigenen Kleidern zu beerdigen, kam mir diese Bitte verdächtig vor. Ich ließ den Bittsteller in mein Arbeitszimmer treten, um ihm einige Fragen vorzulegen. Er warf sich auf den Boden und beschwor mich, meine Knie umfassend und die Hände ringend, doch für ein anständiges Totenhemd für seine verstorbene Frau zu sorgen. Die Szene hatte etwas Rührendes, wurde aber zur komischen, als einer meiner Hausgenossen mir erzählte, er habe die Frau soeben gesehen. Der Zigeuner, welcher nicht verstand, was jener mir sagte, wunderte sich über das Lächeln, welches in mein vorher erstes Gesicht kam. Als er aber hörte, um was es sich handelte, brach er in ein jämmerliches Geheul aus, so daß ich schließlich bestimmte, ein Hausgenosse solle mitgehen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Vor den Augen des Zigeuners wurde ein zum Totenhemd bestimmtes Kleidungsstück verpackt. Der Zigeuner bezeugte mir seinen Dank, indem er plötzlich eine Drossel aus seinem Busen holte und mir als Weihnachtsgeschenk übergab. Gerührt durch diese Dankbarkeit wollte ich schon die Prüfung der Sache unterlassen. Aber meine Hausgenossen rieten doch dazu. Der Zigeuner schien seine Sache aber doch noch nicht verloren zu geben und entfernte sich ruhig mit meinem Boten. Kaum einige Minuten vom Hause entfernt, versuchte er diesen zu bewegen, ihm das Hemd zu geben, um den weiten Weg zu sparen und bot ihm schließlich 10 Kreuzer an. Als dieser sich hierauf nicht einließ, verfiel der Zigeuner auf einen Trick, um es mit mir nicht zu verderben. Er fragte seinen Begleiter, wie spät es sei. Dieser erklärte: „Nach 9 Uhr.“ Nun ging ein Gejammer und Geheul los. „O, dann komme ich ja zu spät und ist meine liebe Frau schon beerdigt, denn um 7 Uhr (früh!) wollte der Pfarrer schon kommen!“ Mit diesen Worten rannte er, was er rennen konnte — das Hemd im Stiche lassend — davon. Vier Tage später aber saß die „tote“ Frau gesund und heil in meinem Stall und hackte Holz! —

Diese seßhaften Zigeuner sind genau zu unterscheiden von den Wander-Zigeunern. Für die Ethnologie bieten sie wenig Anhaltspunkte, da sie eifrig bemüht sind, sich einen kultivierten Anstrich zu geben und ihre zigeunerischen Sitten zu verstecken. Sie betonen aber stets stolz, daß sie zur „großen“ Nation der Zigeuner gehören.

Zu den nicht mehr zur Zigeunergemeinschaft gehörenden Zigeunern sind auch jene zu rechnen, die im Sommer einzeln oder in ganz kleinen Trupps die Lüneburger Heide, Nordhannover, Schleswig-Holstein und die Hansagebiete durchstreifen. Diese nehmen ihr Winterquartier gewöhnlich in Hamburg. Aus der Zigeunergemeinschaft sind sie in

---

[7]) In Südungarn feiern die orientalischen Christen (Serben und Wallachen) dreizehn Tage später als die übrigen Landesbewohner (Magyaren, Deutsche, Windische und Kroaten) Weihnachten.

der Regel ausgeschlossen, weil sie sich gegen die Stammesgesetze vergangen haben (Diebstahl bei Zigeunern, Ehebruch usw.). Sie haben von den Zigeunereigenschaften nur noch den Hang zum Nichtstun, Bettel und Diebstahl. Diese bilden eine wahre Landplage und sind viel schlimmer als die Wanderzigeuner.

Offen und vertraulich dagegen ist der Wanderzigeuner. Hat er einmal erkannt, daß man ihm freundlich und mit Interesse entgegentritt, so teilt er gern aus seinem Wissen etwas mit.

Es ist oft rührend, diese braunen Gestalten zu beobachten.

Der Reisende, welcher die Winterquartiere der Wanderzigeuner berührt, kann einen Schlag von Menschen sehen, die man wirklich schön nennen kann. Besonders bei diesen, wo die Rassenreinheit erhalten geblieben ist. Tatsächlich macht es den Eindruck eines wunderbaren Elends, wenn man ein Wanderzigeunerlager passiert und halbnackte und nackte Kinder im Schnee sich tummeln sieht, die, sobald sie den Fremden entdecken, flink herbeieilen und um ein Almosen bitten und dabei dankbar für die kleinste Gabe sind. Daneben dann alte, verwitterte Zigeunergestalten, die nur notdürftig bekleidet sind. Ich habe oft Zigeuner und Zigeunerinnen gesehen, die einen direkt verwitterten Eindruck machten. Dieses Naturvolk ist ja so abgehärtet und fast unempfindlich gegen jede Witterungseinflüsse, daß es wie festes Eisen erscheint, das nur allmählich der Verwitterung anheimfällt.

Die Zigeuner sind ein Beweis, daß äußere Religiosität wie bloße Zugehörigkeit zu einer Kirche keinerlei ethischen Wert hat. Bloße Taufe, besonders Zwangstaufe, ändert den Menschen nicht. Eine tiefere religiöse Bildung gehört zur Hauptaufgabe der Mission. Diese ist leider bei den Zigeunern bisher noch nicht versucht worden.[9])

[9]) In Deutschland hat sich ein kleiner Freundeskreis zur Gründung einer Zigeunermission gebildet. Jedoch ist dieser noch nicht an die Öffentlichkeit getreten. Seine ersten Arbeiten sind literarische, zur Forschung des Zigeunerwesens. Von Seiten der perfektionistischen schlesischen Gemeinschaftsbewegung wird ebenfalls Zigeunermission versucht.

Triarier.

„Wir sind des Königs Triarier; und wenn es hart auf hart geht, kann er sich auf uns verlassen.“ Also sprach Herr von Manteuffel in einer großen Versammlung seiner Gesinnungs- und Standesgenossen. Ein stolzes Wort. Auch aufrichtig wird er's gemeint haben. Denn wenn es „hart auf hart“ geht, wird jeder Konservative und Edelmann dasselbe Interesse haben, wie der König, nämlich das Bestehende zu erhalten. Denn „hart auf hart“, darunter verstehen sie ja wohl die Revolution. Man hat sehr boshaft den märkischen Junker an alte Zeiten erinnert, da die Hohenzollern noch Fremdlinge in Brandenburg waren, da die Junker noch gegen den Markgrafen standen, und allerlei höhnende Reden über Joachim umgingen. Es ist vielleicht besser, in unserer Zeit zu bleiben und zu fragen, ob solch stolzes Wort in seiner Allgemeinheit und Besonderheit richtig ist. Wir möchten es bezweifeln.

„Des Königs Triarier“ decken sich zunächst nicht mit einer bestimmten politischen Partei. Den Konservatismus in Ehren; aber er schützt ganz gewiß nicht vor Abwegen. Ich glaube auch gehört und gelesen zu haben, daß die „Triarier“ auch aus den breiten Volksschichten hervorgingen, als vor 100 Jahren der König rief. Wenn ich die schwer Arbeitenden unter meinem Fenster vorüberschieben sehe, so sage ich mir: Das sind die Triarier; sie haben ein starkes Interesse daran, daß die bestehende Staatsordnung bleibt; sie haben das tägliche Brot im wörtlichsten Sinne davon. Ohne die Knochen des gemeinen Mannes können auch die Führenden nichts machen. Sie können wohl um ihren König eine Ehrengarde bilden; aber wenn es hart auf hart kommt, muß sich das Volk um den Herrscher scharen.

Aber ist das Wort auch völlig aufrichtig gemeint? Rednerisch klingt's ja ganz schön; und im Augenblicke, da man's ausspricht, meint man es gewiß auch so. Aber so ganz stimmt's doch nicht. Es gibt Provinzen in Preußen, wo es tatsächlich hart auf hart geht. Das sind die Gegenden, in denen das Deutschtum mit dem vordringenden Slawentum einen harten Kampf zu bestehen hat. Es ist viel schlimmer, als die Regierenden sich eingestehen wollen. Fast jede einzelne Phase des Kampfes bezeichnet eine verlorene Schlacht. Stände nicht die gesamte Staatsautorität mit ihren reichen Mitteln hinter den Deutschen, so wäre schon viel mehr verloren.

Wie steht es da aber mit dem Großgrundbesitze deutscher Herkunft? Gewiß wollen sie Deutsche sein und bleiben; aber ihr eigenes Interesse führt sie immer wieder zu Kompromissen mit den Slawen. Der polnische Propst, der polnische Edelmann, der polnische Arbeiter sind eine große geistige und wirtschaftliche Macht. Und ich fürchte, es ist mancher deutsche Edelmann da hinten nicht deutsch genug, um dem Widerstand zu leisten. Der Hochadel hat auch bei uns einen Zug zum Internationalen. Deutsche Sprache und Sitte sind ihm eine von den Formen des Verkehrs, aber nicht die einzige. Der oberschlesische Adel wird einmal die Entwicklung durchmachen, die wir beim österreichischen erlebt haben. Der war auch deutsch. Aus allerlei Rücksichten wurde er paritätisch, hielt es für seine Aufgabe, ein Bindeglied zu sein zwischen den streitenden Völkern. Heute ist er zum größten Teile slawisch, in Politik und Gesinnung. Es gibt eine sich fast unaufhaltsam vollziehende Entwicklung. In der steht der große Besitz des Ostens, und wer dazu gehört, muß sich sehr hüten, sich für des Königs Triarier zu halten. Es stimmt nicht mit der Wirklichkeit.

Es geht da hinten heute schon hart auf hart. Wir werden in den nächsten Jahrzehnten noch allerlei erleben. Da werden wir auch erfahren, wo des Königs Triarier stehen, die letzte Schlachtreihe, die in den Kampf eingreift. Es werden die sein, die einst ihren König aus der französischen Dienstbarkeit heraushieben; die an der Katzbach im strömenden Regen mit dem Kolben dreinschlugen. „Der gemeine grobe Mann“ muß im preußischen Osten zu Ehren kommen. Man muß neben der harten Pflicht ihm Rechte geben. Man muß ihn heranziehen durch Vorbild und Lehre zu einer ethischen Persönlichkeit. Dann ist die Schlachtreihe fest und kampffähig. Bis jetzt ist sie es nicht. Die sich heute mit Emphase Triarier nennen, mögen darüber nachdenken, ob sie nicht selber daran schuld sind. Saxo.

Vom Büchertisch.

Heinrich Driesmanns, **Judas, das fünfte Evangelium.** 2. Auflage. Dresden, E. Piersons Verlag 1909. 1,50 Mark.

Ein Judasdrama, an dem nur die Judasauffassung interessiert. Als Drama ist's gänzlich verfehlt, die Verse sind zum Teil fürchterlich. Einleitend ist ein kurzer Überblick über die Judasdichtung gegeben, daraus hervorgeht, daß hier dem Judasproblem eine neue Seite abgewonnen ist. Judas erscheint als der gläubigste Jünger — er selbst nennt sich der getreueste —, weil er fest daran glaubt, daß Jesus der von Jehovah gesandte Gottessohn ist und am Kreuz sich als solcher wunderbar offenbaren wird. Um dazu ihn zu zwingen, verrät er ihn den Feinden. Er will dadurch die Gottheit zwingen. Der Kreuzestod zerstört den Glauben nicht, sondern gibt ihm eine neue Wendung. Er schaut in des Meisters Tod die „Rache der Liebe“, denn

„So brachte er die Welt für alle Zeit
In seinen Bannkreis, und in der Umschlingung

Der himmelauf gekreuz'ten Arme werden
Die Völker alldar sich vergeblich winden."

Judas bleibt stolz auf seine Tat, denn sein Glaube hieß ihn, Jesus zu verraten. Das sollte die Probe seines Glaubens sein. Der Herr hat anders beschlossen. Die Welt wird ihn einst verdammen, anders richtet unser Meister: „Ich habe eine Tat vollbracht, wie nie ein Mensch sie noch gewagt." So geht er dann zum Meister; ihm allein Rede zu stehen, d. h. er stürzt sich vom Felsen herab. Johannes hält ihm die Grabrede: Er war der schlecht'ste Jünger nicht.

Schade, daß Jesus-Judas-Dramen nicht aufgeführt werden dürfen. Sonst käme doch wohl einmal ein Großer und schüfe uns das Jesusdrama, nach dem so viele suchen. Aus der Driesmannsschen Judasauffassung ließe sich etwas machen.

Vegesack. **Baars.**

Wäsche-Einkauf ist Vertrauenssache! Bei Anschaffung von Wäsche jeder Art, als **Leibwäsche:** Flachsgarn-Reinleinen, Hausleinen, Hemdentuche, Pikees, Schürzenstoffe, Taschentücher, **Bettwäsche:** Bettinletts, Köper, Drelle, Bezugstoffe, Laken und Bettdecken, **Tischwäsche:** Tischtücher, Servietten, Gartendecken sowie Handtücher usw. liegt es im Interesse jeder sorgsamen Hausfrau, sich Preisbuch und Muster von der als streng reell und billig bekannten Firma **Max Rauer,** Leinenversand **Sorau** (Niederlausitz) Nr. 101 kommen zu lassen.

Anzeigen.

Preis für die 4gespaltene Petitzeile (45 mm) 30 Pf. Bei Wiederholungen entsprechenden Rabatt.
Reklamezeile 80 Pf. Beilagen nach Gewicht 10—15 M. pro Tausend.

Wir bitten, im Bedarfsfalle in erster Linie die hier inserierenden Firmen zu berücksichtigen und sich bei Bestellungen stets auf das „Protestantenblatt" zu beziehen.

Zur Herstellung von
Kettenstern-Seife
Kettenstern-Creme
Schutzmarke „Kettenstern"
(man achte genau auf die Marke)
wird Lanolin (Adeps lanae) der Norddeutschen Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei benutzt.
Preis per Stück Seife 25 Pfennige, 3 Stück 65 Pfennige
Creme in Dosen und Tuben von 10 Pfennigen an.
Zu haben in allen einschlägigen Geschäften. Wo nicht erhältlich, weisen wir Bezugsquellen nach.
Hoepner & Sohn, G. m. b. H., Delmenhorst.

Sternwoll-Sportkleidung
aus Schneestern-Wolle
Interessante Beschäftigung,
:: **auch für Ungeübte!** ::
Jedem Schneestern- und Golfstern-Paket liegt eine genaue Strickanleitung nebst Zeichnungen bei, um ganze Kostüme, Jackets, Rock, Sweaters, Muff und Mützen etc. selbst zu stricken.
Billig, modern und elegant!
Sternwoll-Strumpf- u. Sockengarne
in allen Preislagen.
Wo nicht erhältlich weist die Fabrik Grossisten und Handlungen nach.
Norddeutsche Wollkämmerei & Kammgarnspinnerei, Altona-Bahrenfeld

Einkoch- u. Sterilisier-Apparat
„Tischlein deck dich"

Bester Einkochapparat der Gegenwart für Wasser- u. Dampfbad. Preis komplett M. 10.
Haushaltungs-Buttermaschine
Macht in 15 Minuten aus Sahne frische und wohlschmeckende Butter.

Inhalt des Glasbehälters:

	1	2	3	4	6 Liter
Preis:	M. 2,50	3,20	4,—	5,—	7,—

Bei allen besseren Magazinen für Haus- und Küchengeräte erhältlich. Wo solche nicht vorhanden, wolle man sich wenden an die
Fabrikanten Gebr. Arndt in Quedlinburg.

Th. Mannborg, Leipzig-Li.
Angerstrasse 38.
Königl. Hoflieferant.
Erste Harmonium-Fabrik in Deutschland nach Saug-windsystem.
Höchste Auszeichnungen.
Harmoniums
in höchster Vollendung von den kleinsten bis zu den kostbarsten Werken.

Kunst-Anstalt für Kirchen-Ausstattungen

G. Herbert
Armeelieferant
Berlin SW 13 Alte Jakobstr. 5
Fernspr. IV 1255
Kirchengeräte
Altar-, Kanzel- und Taufsteinbekleidungen
Großes Lager
tadellos sitzender Talare
:: :: Eigene Spezial-Werkstatt :: ::
Altäre, Kanzeln, Gestühl

Stets saubere Tischwäsche! Tropfenfänger!
1. für Flaschen — 2. für Kannen; vernick., versilbert und vergoldet.

Sparschäler f. jed. Messer passend. „Spirale", solid. Befestigung für Besen u. Schrubber. Reiz. Taschen-Garderobenhalter in 2 Form. Labyrinth-Geduld-Kreiselspiel, Farbenprachtkreisel, Alle 8 ges. gesch. Art. frk. M. 1,20, per Nachn. M. 1,50; wo nicht erhältlich, durch die
— Fabrik für Export-Artikel —
W. Bode & Co., Jena 5.

Rein- und Hausleinen von 70 bis 250 cm Breite, Tischtücher, Handtücher, Taschentücher, Schürzenleinen, Züchen, Inlets etc., nur beste Fabrikate in günstigsten Preislagen. Musterversendung franko gegen franko von
A. Vielhauer,
Leinenhandweberei,
Landeshut in Schlesien. 42

Weinhandlung
B. Hohmann Nchf., Mainz
Mitlieferant des „Ev. Vereins", empfiehlt
Ia. Weiß- u. Rotweine
von 65 Pf. an.
Cabinet Sect, ff. Qualität, à 3,50 inkl. Steuer. Assortierte Kistchen für Festgeschenke zu 7,50 und 12,50.
Bitte verlangen Sie Preisliste.

Friedrich Emil Perthes, Gotha.
Volksabende
herausgegeben von **H. Müller-Bohn.**
Jedes Heft bietet einen vollständig ausgearbeiteten Vortrag mit völlig erschöpfendem Material.
3. Heft: Müller-Bohn, **„Königin Luise"** . . . . . M. 0,75.

Mein Gedächtnis
lässt mich nicht mehr im Stich, seit ich Hugo Weber-Rumpes **„Gedächtnis-Meisterschaft"** (Schnell-Lern-Methode) besitze. Ausführliche Prospekte durch
Weber-Rumpes Verlag in Friedland-Breslau 12.
Ihr Werk leistet mir in meinem Berufe ganz vorzügliche Dienste. Auch meine beiden Söhne, die zurzeit die Obersekunda des Realgymnasiums besuchen, haben sich bislang Ihrer Methode mit gutem Erfolge bedient. Eisenbahndirektor W. in H.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag des Protestantenblattes, Berlin-Schöneberg, Eisenacherstraße 45. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Protestantenblatt Beilage Nr. 3.
Berlin
Bremen.
19. Januar 1910.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Tagebuch: Geiler von Kaisersberg. — Der Kanzelparagraph. — Wo liegt die Zukunft unserer Kirche? — Taufen und Kirchenzugehörigkeit. — Die bayrische Generalsynode und die Schulaufsicht. — Die elsaß-lothringische Lehrerschaft. — Militärpfarrer a. D. und Zivilpfarrer. — Unwahre Predigtbuchreklame. — Der chinesische Staat und das Christentum. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Tagebuch.

Geiler von Kaisersberg, der große vorreformatorische Prediger soll zum 400. Todestage (10. März 1910) ein Denkmal in seiner Vaterstadt bekommen. Den Aufruf haben die katholisch-theologischen Fakultäten von Straßburg und Freiburg und die evangelisch-theologischen Fakultäten von Straßburg und Basel unterzeichnet.

*

Der Kanzelparagraph soll nach dem vorliegenden Entwurf des Strafgesetzbuches ganz gestrichen werden. Er stammt aus dem Kulturkampf und lautet:

„Ein Geistlicher oder anderer Religionsdiener, welcher in Ausübung oder in Veranlassung der Ausübung seines Berufes öffentlich vor einer Menschenmenge, oder welcher in einer Kirche oder einem anderen zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte vor Mehreren Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand einer Verkündigung oder Erörterung macht, wird mit Gefängnis oder Festungshaft bis zu zwei Jahren bestraft.

Gleiche Strafe trifft denjenigen Geistlichen oder anderen Religionsdiener, welcher in Ausübung oder Veranlassung der Ausübung seines Berufes Schriftstücke ausgibt oder verbreitet, in welchen Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand einer Verkündigung oder Erörterung gemacht sind."

Zur Streichung sagt die Begründung:

Auf Grund des § 130a St.-G.-B., des sogenannten Kanzelparagraphen, sind in den Jahren 1894 bis 1904 im Deutschen Reich im ganzen vier Verurteilungen erfolgt. Dieser Umstand allein ist allerdings nicht entscheidend, um die Entbehrlichkeit des Paragraphen darzutun. Denn dieser könnte schon durch sein Bestehen vorbeugend gewirkt haben. Immerhin aber läßt die äußerst seltene Anwendung dieses Gesetzes auf ein geringes Bedürfnis seiner Aufrechterhaltung schließen.

Entstanden in einer Zeit kirchenpolitischer Streitigkeiten und großer dadurch hervorgerufener Erregung, hat nach deren Aufhören und der Wiederkehr auch in dieser Hinsicht geordneter und beruhigter Verhältnisse der Paragraph seine besondere Aufgabe erfüllt. Es kann daher auf ihn verzichtet werden, zumal er eine Art von Ausnahmerecht gegenüber den Geistlichen und Religionsdienern eingeführt hat, welches diese in weitergehendem Maße beschränkt als andere Staatsangehörige und in manchen Kreisen der Bevölkerung als drückend empfunden wird. Fand dieses Ausnahmerecht in den besonderen Verhältnissen seiner Entstehungszeit seine Rechtfertigung, so erscheint jetzt nach dem Wegfall jener besonderen Verhältnisse die Rückkehr zu dem allgemeinen Recht um so mehr angezeigt, als dieses das Bedürfnis nach Schutz vor staatsgefährlichen Ausschreitungen von der Kanzel herab vollständig deckt. War dies nach dem bisherigen Recht auch nicht ganz der Fall, so gilt es doch von dem Entwurf, und zwar vornehmlich wegen der erfolgten Ausdehnung des § 131 (bisheriger § 110) auf das „Aufreizen". Andere Handlungen, als Aufreizungen zur Auflehnung gegen Staatsgesetze oder Anordnungen der Obrigkeit sind auch aus dem Gesichtspunkt des bisherigen § 130a kaum jemals zur Bestrafung gebracht worden. Für etwaige andere Fälle stehen aber auch der § 137 des Entwurfs und endlich die Strafbestimmungen über die Beleidigung zur Verfügung. Wenn, was kaum anzunehmen ist, selbst bei richtiger Auslegung und Anwendung dieser Vorschriften des gemeinen Rechts einige sehr seltene Fälle übrig bleiben sollten, die nur nach § 130a St.-G.-B. bestraft werden könnten und bezüglich deren also bei seiner Aufhebung die Strafbarkeit wegfiele, so würde zu erwägen sein, daß sich dann die Strafwürdigkeit der als Täter allein in Betracht kommenden Geistlichen usw. kaum noch rechtfertigte, denn dann würde dieselbe Tat, begangen unter ganz ähnlichen Umständen durch einen Nichtgeistlichen, etwa einen Agitator vor einer Volksversammlung oder einen akademischen Lehrer im gefüllten Hörsaale, straflos sein. Von Aufrechterhaltung des § 130a ist daher abgesehen.

Wo liegt die Zukunft unserer Kirche? Acht Antworten auf diese Frage gibt Pfarrer D. Bornemann-Frankfurt a. M. im „Wiesbadener Gemeindeblatt":

1. Nicht in der Verleugnung, sondern in der verständnisvollen und geduldigen Entwicklung des Volkskirchentums.
2. Nicht in völliger Trennung vom Staat, aber in der Richtung größerer Bewegungsfreiheit der Kirche.
3. Nicht in der Vernachlässigung, sondern in der Vereinfachung der rechtlichen Formen.
4. Nicht in der Vernichtung, sondern in der Veredelung und Vertiefung des Parteiwesens.
5. Nicht in der Machtstärkung der großen kirchlichen Gesamtorganismen und ihrer Faktoren, sondern in der Sammlung, Belebung und Pflege der Einzelgemeinde.
6. Nicht in der Vorherrschaft, sondern in dem Zurücktreten der Inneren Mission.
7. Nicht in anstaltlichen Ordnungen, sondern im freien persönlichen Christentum der Laien und Pfarrer im privaten und öffentlichen Leben.
8. Nicht in immer neuem Räsonieren, Kritisieren, Reformieren, Experimentieren, sondern in stetigem neuen Wirken im kleinen und in der Kraft des einfachen Christentums in der mannigfaltigen Wirklichkeit des Daseins.

*

Taufe und Kirchenzugehörigkeit. Die „Voss. Ztg." Nr. 444 bringt folgenden Vorgang und die zugehörige Gerichtsentscheidung des Kgl. Amtsgerichtes Charlottenburg, die, wie der „Rchsb." vermutet, den Landtag beschäftigen werden: Ein in Wilmersdorf wohnender Mann war ungetauft geblieben. Sein Vater war evangelisch, so mußte das Kind, aufgrund der schulgesetzlichen Bestimmungen, am evangelischen Religionsunterricht teilnehmen. Der ungetaufte Junge wurde aber in der Schule als konfessionslos geführt. Konfirmiert wurde er nicht, zur Kirchensteuer wurde er als Erwachsener nicht herangezogen. Im Frühjahr 1909 wollte dieser Mann sich verheiraten; der Standesbeamte bot ihn als Mitglied der evangelischen Landeskirche auf, weil der Vater evangelisch war, trotz der nicht vollzogenen Taufe des Ehekandidaten. Beschwerde an den Regierungspräsidenten; Bescheid des hier allein zuständigen Kgl. Amtsgerichts Charlottenburg. „Unstreitig sei der Vater des Antragstellers evangelischer Religion gewesen. Er hatte mithin, da dem Vater die Erziehung zukam, die religiöse Unterweisung des Antragstellers zu leiten. Jedermann ist in einer bestimmten Religion zu erziehen, insbesondere kann vor zurückgelegtem 14. Jahre keine Religions-Gemeinschaft ein Kind zur Annahme oder zum öffentlichen Bekenntnisse einer anderen Religion, als wozu dasselbe nach den gesetzlichen Bestimmungen gehört, selbst auch mit Einwilligung der Eltern, zulassen. Der Antragsteller gehörte mithin der evangelischen Religion kraft der Zugehörigkeit des Vaters zu derselben ohne weiteres an. Der Vater des Antragstellers konnte ferner nicht für den Antragsteller die Erklärung des Austritts aus der Kirche mit rechtsverbindlicher Kraft abgeben, da nach dem Gesetz vom 14. Mai 1873 (§ 1) die Austrittserklärung in Person erfolgen muß. War jedoch der Vater zur Austrittserklärung nicht berechtigt, so konnte er auch durch die Tatsache, daß er den Antragsteller nicht taufen ließ, wie Antragsteller behauptet und als wahr unterstellt werden mag, dem Antragsteller die Zugehörigkeit in staatsrechtlichem Sinne zur evangelischen Kirche nicht nehmen, wenn auch nach § 56 des Gesetzes vom 9. Mai 1874 ein Zwang gegen den Vater nicht zur Taufe ausgeübt werden durfte. Nach vollendetem 14. Lebensjahre war der Antragsteller zum Austritt aus der evangelischen Landeskirche berechtigt. Daß er diesen aber vollzogen hat, hat er selbst nicht behauptet. Er gehöre mithin auch jetzt noch der evangelischen Landeskirche an. Der Standesbeamte war mithin berechtigt, die Vornahme des Aufgebots ohne die Bezeichnung der bestimmten — evangelischen — Religionsangehörigkeit des Antragstellers abzulehnen."

Die bayerische Generalsynode und die Schulaufsicht. „Die Generalsynode legt keinen entscheidenden Wert auf das der Kirche verfassungmäßig zustehende Recht der Leitung des Volksschulwesens... In der Befreiung der Geistlichen von der Verpflichtung zur Schulaufsicht sieht die Generalsynode eine Förderung der eigentlichen Berufsarbeit der Geistlichen, während sie andererseits anerkennt, daß der aufwärtsstrebenden Lehrerschaft bei dem gehobenen Stand der Fachausbildung die Schulaufsicht ohne Bedenken anvertraut werden kann." — Warum wir dies mitteilen? Damit die preußischen Engköpfe etwas lernen.

*

Die elsaß-lothringische Lehrerschaft hat am 29. Dezember 1909 praktische Arbeit geleistet. Mit erdrückender Mehrheit haben an diesem Tage ihre Vertreter den Anschluß an den Deutschen Lehrerverein beschlossen. Damit ist eine naturgemäße Entwicklung vorläufig zum Abschluß gekommen. Die Einmischungen der Bischöfe von Straßburg und Metz wurden energisch zurückgewiesen. „Der elsaß-lothringische Lehrerverband betrachtet es als sein unveräußerliches staatsbürgerliches Recht, alle Entscheidungen in Schul- und Standesfragen innerhalb des durch die staatliche Schulordnung geschaffenen Rahmens frei und unbeeinflußt zu treffen", so lautet der Schluß der einmütig angenommenen Erklärung. Dagegen wird nichts einzuwenden sein. Die Zeiten sind vorüber, da die Schule ein Anhängsel der Kirche war. Das Streben der Lehrerschaft nach Selbständigkeit und Sicherheit ist verständlich und zu billigen. Der Anschluß an den Deutschen Lehrerverein bedeutet die sicher nutzbringende Verbindung mit einem großen Verbande und ist außerdem in politischer Beziehung bemerkenswert. Religiöse Gefahren sind damit nicht verbunden. Haben doch Pfarrer und Lehrer im Grunde genommen denselben Beruf der Erziehung des Menschengeschlechtes zu Höherem. — So schreibt der „Evangelisch-protestantische Kirchenbote für Elsaß-Lothringen" Nr. 2.

*

Militärpfarrer a. D. und Zivilpfarrer. Auf die Ungerechtigkeit weist die „Voss. Ztg." vom 2. Dezember 1909 hin, daß die Militärpfarrer, für die u. a. ja das Pfarrbesetzungsgesetz gemacht wurde, bei ihrer Anstellung in einem Pfarramt der Landeskirche ihre volle Pension neben dem Gehalt der Stelle weiter beziehen. Es ist für dieses Verfahren schlechterdings kein Grund einzusehen. Die Landtage werden unter dem Zeichen der Sparsamkeit gut tun, sich mit diesem Vorgang zu befassen.

*

Unwahre Predigtbuchreklame. Manchem Leser dieses Blattes wird ein Prospekt aus G. Strübigs Verlag (M. Altmann) in Leipzig zugegangen sein über Pfarrer Emil Schulzes „Jugendpredigten", die darin als Geschenkwerk zur Konfirmation empfohlen werden. Es heißt in dem Prospekte: „Unter dieser Jugendliteratur fehlt aber eine spezifische und gerade die wichtigste Erbauungsform, die Predigt. Es gibt noch keine Jugendpredigten." Diese Sätze sind unwahr. 1. Pastor R. Emde hat 1901 unter dem Titel „Junger Glaube" bei Schünemann in Bremen eine Sammlung von Jugendpredigten verschiedener angesehener liberaler Prediger herausgegeben. 2. Pastor G. Freybe hat 1906 „Jugendpredigten zur Bergrede Jesu" in dem gerade hauptsächlich theologischen Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen herausgegeben, deren Titel also schon das ankündigt, was jener Strübig-Schulzesche Prospekt als etwas noch bisher nicht Dagewesenes bezeichnet! Zudem sind diese Predigten, obwohl von einem liberalen Theologen gehalten, doch auch von vielen orthodoxen Blättern und Rezensenten (z. B. Konsistorialrat Domprediger Josephson in Halle) warm empfohlen worden. Wenn nicht Emdes schon etwas älterer und in einem nicht gerade speziell theologischen Verlage erschienener „Junger Glaube", so hätten doch jedenfalls Freybes „Jugendpredigten" jenem Verlag und einem Verfasser bekannt sein müssen, der mit dem Anspruch auftritt, etwas Neues und Fachnotwendiges erstmalig zu schaffen. Bisweilen sind liberale Theologen doch den positiven voran; daß das aber von letzteren nicht anerkannt wird, auch da, wo sie so vielfach von den liberalen lernen und deren Anregungen folgen, diese Art Unlauterkeit macht einen tief betrübenden Eindruck! —

Der chinesische Staat und das Christentum.

Wie bekannt, vollziehen sich in China gewaltige Umwälzungen. Am Beispiel Japans hat China gelernt. Es kann zwar seinen Hochmut noch immer nicht aufgeben, daß es die wirkliche Weltherrin und alle Völker ihr tributpflichtig seien. Aber es sieht ein, daß es sich die modernen Fertigkeiten und Kenntnisse aneignen muß, wenn es seine ihm zustehende Macht ausüben will. Daher will China also sein ganzes Volksleben insoweit nach westlichem Vorbilde umgestalten, als es nötig ist, um die äußere Macht zu gewinnen, die die Westmächte besitzen. Darin besteht ein tiefer Unterschied zwischen der Art der Reformbewegung in Japan und der in China. Japan hat von vornherein unsere Kultur als ein Ganzes aufzunehmen sich vorgesetzt. Es hat so auch mancherlei geistige Gedanken und Güter aufgenommen, durch die altgeheiligte Sitten zerstört werden mußten. Japan hat sie aufgenommen, weil dieselben mit unserer Kultur unlöslich verbunden waren. Japan hat sein Staatsleben auch in bezug auf die Religion auf den Grundsatz der absoluten Religionsfreiheit für alle Volksklassen und der Religionslosigkeit aller staatlichen Einrichtungen gegründet. Japan hat unser Ideal von der Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne aufgenommen und unsre Ehe-Auffassung ist dorthin übertragen. Viele dieser Ideale sind ja nur aus dem Christentum heraus verständlich und aus ihm erwachsen. Und daher ist sicherlich die Annahme des Christentums in Japan nur der letzte folgerichtige Schritt in der Annahme unserer Kultur als eines Ganzen.

Ganz anders urteilt die chinesische Regierung bis jetzt. Sie will festhalten bei ihren Reformen an der uralten Grundlage des chinesischen Staatswesens, dem Konfuzianismus. Die Moral des Konfuzius mit ihrer Betonung der Heiligkeit der Staatsideen und des Familienlebens, als zur Verwirklichung der Staatsidee notwendig, mag für das bisherige China ein Segen gewesen sein, für die moderne Zeit genügt diese Fundierung nicht. Denn die Moral des Konfuzius leidet an zwei mit der modernen Kultur unvereinbaren Gedanken, erstens an der Unterschätzung der Persönlichkeit zugunsten der Gesamtheit, zweitens an der einseitigen Betonung der Interessen der Regierenden auf Kosten der Regierten. Aber die Regierung legt auf den konfuzianischen Moralunterricht in den Schulen das allergrößte Gewicht: „Im Ausland gibt es ein Lehrfach, in dem die Religion der Vorfahren (Religion) gelehrt wird. Bei uns lesen statt dessen die Kinder die heiligen Bücher, denn diese sind es, in denen die Lehre unsrer Vorfahren gelehrt wird. Wenn in den Schulen diese Lehre nicht gelehrt wird, so geht ja die Lehre der alten Kaiser und des Konfuzius verloren. Wenn dann aber die drei Grundbeziehungen (zwischen Mann und Weib, Kaiser und Beamten, Vater und Sohn) dahin sind, und die fünf unvergänglichen Tugenden (Güte, Gerechtigkeit, Anstand, Wissen, Treue und Glauben), dann kann China gewiß nicht mehr als Reich bestehen." So heißt es in den Reform-Schuledikten*). Daher wird auch in den Schulen die Verehrung des Konfuzius von allen Schülern gefordert. Und sicherlich ist dies als religiöser, nicht als patriotischer Akt gemeint. In Tsinemfu wollte jüngst der Leiter der staatlichen Universität, ein erfahrener amerikanischer Missionar, für die christlichen Schüler Befreiung von dem Akt der Konfuziusverehrung durchsetzen. Er hat es nicht durchgesetzt, sondern mußte vielmehr infolge dieses Versuches mit den christlichen Schülern die Anstalt verlassen.

Diese konfuzianische Moral wird auch auf der neuen deutsch-chinesischen Hochschule in Tsingtau und der Vorbereitungsanstalt gelehrt werden, während alle andere religiöse (d. h. christliche Propaganda) ausdrücklich verboten ist. Ebenso verbietet China streng allen an chinesischen Staatsschulen unterrichtenden ausländischen Lehrern jede religiöse Propaganda: „Ausländische Lehrer sollen sich in die Schulordnung fügen, bei Uebergriffen entlasse man sie. Chinas Schulen und die Religion der Ausländer haben mit einander nichts zu tun."

So lehnt China auch ausdrücklich manche westländische Ideale, die Japan als mit unserer Kultur verwachsen angenommen hat, ausdrücklich ab. So wird z. B. unsre Auffassung von der Stellung und dem Wert der Frau als für China schädlich verworfen, es wird festgehalten an der durch

*) Diese und die folgenden Zitate sind zitiert nach Uebersetzungen des Ostas. Lloyd und der Kiautschou-Post.

Konfuzius sanktionierten Inferiorität der Frau und an der scharfen Trennung der Geschlechter, die gleichbedeutend ist mit der Einkerkerung der Frau, da sogar das Reden zwischen Männern und Frauen auf der Straße erneut verboten wird. Daher kann es nicht wundern, daß der Unterricht, den man für Mädchen jetzt einrichten will (bisher gab es überhaupt keine Mädchenschulen), in seinen Zielen unter der einfachen Volksschule bleibt, und daß von ihr folgendes gesagt wird: „Für Mädchen wird der Unterricht im Hause empfohlen. Mädchen sollen keine ausländischen Bücher lesen, damit sie keine schlechten Sitten annehmen, z. B. später selbst (statt der Eltern) den Gatten wählen wollen. Sie sollen daheim bei ihrer Mutter oder einer Lehrerin lernen, damit sie nachher ihre Kinder belehren können. Mehr als das wäre vom Uebel."

Sicherlich wird ja schon jetzt und erst recht später mehr für die Mädchenbildung geschehen, als hier gesagt ist, die Missionsschulen bieten schon jetzt bedeutend mehr. Aber es bleibt bedauerlich, daß die chinesische Regierung sich der Erkenntnis verschließt, wie wichtig für das ganze Volk die gute Bildung und die Hochachtung der Frauen ist. So ist in vielen Dingen das Festhalten an den konfuzianischen Ideen ein Hemmschuh für die gründliche Durchführung der Reformen.

Da die Regierung aber zum Festhalten des Konfuzianismus entschlossen ist, so ergibt sich daraus ganz von selbst eine ablehnende Haltung gegen die christliche Propaganda, gegen die Mission. Offiziell wird freilich ab und an die Mission gelobt und dieser und jener Missionar ausgezeichnet, aber das geschieht aus Diplomatie für das Ausland. Den lobenden öffentlichen Erlassen gehen scharf tadelnde Geheimerlasse an die Beamten zur Seite. Und es sind auch genug öffentliche Aeußerungen der Regierung vorhanden, aus denen die feindliche, scharf ablehnende Haltung der Regierung gegen die Mission deutlich genug hervorgeht.

Es ist ja bekannt, daß die Mission, besonders in vergangener Zeit, nicht vorsichtig genug gewesen ist und daher diese feindliche Haltung z. T. selbst verschuldet hat. Daß die katholische Mission sich grobe Eingriffe in das chinesische Gerichtswesen erlaubt hat, ist sicher nicht zu billigen. Aber auch die evangelischen Missionen sind nicht ganz von dem Vorwurf freizusprechen, daß sie des öftern vergessen haben, daß christliche Liebe das einzige Machtmittel der Mission sein soll. Kanonen und Kreuzer sind schlechte Beschützer der Mission. Das rächt sich. Und gerade jetzt kann das vielleicht wirtschaftlich vorteilhafte, aber aufdringliche Vorgehen der angelsächsischen Missionen, vor deren Bildungsanstalten und Angeboten zur kulturellen Hilfe sich China kaum retten kann, sicher nicht dazu beitragen, das Christentum der Regierung Chinas annehmbarer zu machen. Denn diese Verquickung von Wirtschaftspolitik und religiöser Propaganda zeigt doch zu deutlich, daß hier die wirtschaftlichen Interessen im Vordergrund stehen.

Da ist denn nur zu leicht erklärlich der in China ganz allgemein gegen die Missionare erhobene Vorwurf, sie seien — unter dem Deckmantel der Religion — nichts weiter als kaufmännische oder politische Agenten. — Und so kommt es, daß die Chinesen ihre Christen gewordenen Volksgenossen als Verräter am Vaterland ansehen, die sich in den schmählichen Dienst der verhaßten Ausländer gestellt haben, und sie verachten. Und weil die Mission leider sich nicht ganz frei gehalten hat von einer Geltendmachung ihres Einflusses zugunsten ihrer Christen bei Gerichten und Behörden, so haben sich in der Tat viele schlechte Elemente in die Gemeinden gedrängt. Ein äußerer Religionswechsel macht ja den Chinesen gar keine Schwierigkeit, da sie auch ihren 3 Religionen zugleich angehören.

Dazu gesellt sich der andere Umstand, daß die Missionare nicht der chinesischen Gerichtsbarkeit, sondern den Konsulargerichten unterstellt sind. Da diese aber meist in den Hafenstädten ihren Sitz haben, so sind die im Innern arbeitenden Missionare faktisch oft jeder Kontrolle entzogen. Die chinesische Regierung hat bei der deutsch-chinesischen Tsingtauer Hochschule sich große Rechte gesichert. Nicht der deutsche Direktor, sondern die chinesische Schulbehörde von Schantung bestimmt die Schüler, welche die Hochschule besuchen sollen. Ein chinesischer, dem Direktor nicht unterstellter Inspektor beaufsichtigt ständig die Anstalt. So hat hier China seine Staatsautorität stark gewahrt. Den Missionsschulen gegenüber aber hat der Staat keinerlei Aufsichtsrechte. Denn die Missionen stehen eben unter dem Schutz der Exterritorialität. Daß die Regierung diesen Zustand als eine Schmach empfindet, kann man das nicht verstehen?

Fraglos haben alle Missionen sich um das chinesische Volk hervorragende Verdienste erworben, die von der Regierung Chinas nicht genug gewürdigt werden. Aber die obigen Fehler und Umstände lassen die Feindschaft gegen die Mission erklärlicher erscheinen.

Diese Feindschaft äußert sich oft und deutlich genug. Die Schulreform-Erlasse sagen von den Missionsschulen: „Freilich gibt es in vielen Provinzen schon allerhand höhere Schulen; aber da man nicht wissen kann, welche Methode dort eigentlich angewendet wird, kann man sich nicht mit ihnen aufhalten oder nach ihnen richten, sonst könnten wir vielleicht die staatlichen auch noch verwirren." „Die Missionsschulen können nicht berücksichtigt werden." Die Regierung hat dementsprechend allen Missionsschulen die staatliche Registrierung versagt, so daß für die Beamtenlaufbahn der Besuch der Missionsschulen direkten praktischen Nutzen nicht gewährt. In den neuen Polizeigesetzen stehen die Missionare neben Gauklern und Gesindel und bei den neu geschaffenen, jetzt eben eingeführten Wahlen zu den Kommunal- und Provinzial-Parlamenten sind neben den buddhistischen Bonzen nur noch die christlichen chinesischen Prediger vom aktiven und passiven Wahlrecht ausgeschlossen. Es hat der allerdings nicht ausgeführte — Plan bestanden, die Christen überhaupt von den politischen Rechten auszuschließen. Aber sie werden auch ohne dies genug zurückgesetzt und so zu Bürgern niederen Ranges gestempelt. Englische Blätter melden, daß in einigen Provinzen Chinas den chinesischen Christen verboten sei, Land oder Aktien chinesischer Eisenbahnen zu kaufen, aus Furcht, daß diese Christen nur die Strohmänner von Ausländern seien. Durch neuen Erlaß ist allen Chinesen verboten worden, eine unabhängige christliche Kirche zu gründen und irgendwelche Fonds zu Kirchbauten zu sammeln. Die Graduierten des Fuchau-Missions-College sind sämtlich, wie die „Miss. Rev." 1909, II, meldet, vom Wahlrecht ausgeschlossen worden, auch die, die zum Christentum gar nicht übergetreten sind.

Besonders auffallend ist ein Erguß gegen die Mission in dem letzten Thronbericht des Gouverneurs von Schantung an den Kaiser von China, in dem es von den Missionen und chinesischen Christen heißt, ihre „Rechtshändel sind ein Fluch und Unglück für China." Die Missionare werden getadelt, daß sie „mit dem ungebildeten, dummen Volke umspringen (wie sie wollen) und Nutzen aus der Sache ziehen", und es wird Verwahrung eingelegt gegen die „zudringliche Behauptung der Christen, wonach sie allein Licht und Wahrheit hätten, sonst aber überall Lüge und Finsternis herrschen." Dem Ganzen liegt auch hier der Vorwurf zu Grunde, die Mission entnationalisiere die Christen und mißbrauche sie zu fremdländischen Zwecken.

So kann darüber kein Zweifel herrschen, daß die Arbeit der Mission in China nur der Macht der Kanonen ihre Duldung verdankt, denn, wenn China könnte, würfe es lieber heute als morgen alle Missionen aus dem Lande heraus. Das Festhalten am Konfuzianismus, die Fehler der Mission besonders in der Vergangenheit und Verständnislosigkeit bei der chinesischen Regierung gegen die Verdienste der Mission und Mangel am Einblick in das Wesen unsrer Kultur sind

die Gründe dieses bedauernswerten Zustandes. Denn bedauerlich ist diese Ablehnung der Mission gerade im Interesse Chinas. Die Arbeit der Mission wird dadurch gehindert, und China braucht die Kräfte des Christentums mehr noch als neue Gewehre und Schulen. Was unser großer Geograph F. v. Richthofen schon 1868 nach langen Reisen in China ausgesprochen hat, das haben in der letzten Zeit die Chinesen selbst und auch westländische Chinakenner mehrfach ausgesprochen, daß es China vor allem an sittlichen Kräften fehlt, und daß das Christentum allein imstande ist, China aus seiner Versumpfung emporzuheben.

Gerade in dieser Zeit der Reformen, die alles alte wankend macht und in das ganze Volk eine Gärung und damit eine Unsicherheit sondergleichen hineinbringt, bedarf dies Riesenvolk von 428.000.000 Menschen einer ganz gewaltigen sittlichen Energie, wenn es diese Zeit ohne schweren Schaden überstehen und die neue Zeit eine segensreiche werden soll. Die alten Religionen, einschließlich des Konfuzianismus, sind nicht imstande, dem Volke diesen nötigen religiösen und sittlichen Halt zu geben. Auch sie sind schon erschüttert von dem Eindringen der modernen Kultur, und schon gehen auch viele gebildete Konfuzius-Anhänger zum Christentum über.

Das ist eigentümlich: die chinesische Regierung will die Mission nicht, aber weite Kreise aller Schichten der Bevölkerung sehen die Mission sehr gern und unterstützen sie nach Kräften. Daher ist auch die Feindschaft der Regierung keine Nötigung für die Mission, aus China fortzugehen. Im Gegenteil, die Mission tut China den denkbar besten Dienst, wenn sie noch intensiver arbeitet als bisher.

Denn das Volk braucht das Christentum und will das Christentum. Und wie jeder Seelsorger das Recht und die Pflicht hat, in das Leben eines sittlich Gesunkenen wider dessen Willen einzugreifen, so hat das Christentum im großen Recht und Pflicht zu Eingriffen in das Leben der Völker. Nur darf die Mission sich nicht mit Machtmitteln der Kanonen gegen Verfolgungen sichern, sondern muß willig zu Verfolgungen bereit sein; und auf der andern Seite soll die Mission alles vermeiden, was die Regierung reizen könnte und alles tun, um die Regierung davon zu überzeugen durch die Art ihrer Arbeit, daß die Mission nur das Wohlsein des chinesischen Volkes fördern will. Witte.

Vereine und Versammlungen.

Berliner Unions-Verein (Deutscher Protestanten-Verein). Wintervorträge in der Aula des bisherigen Friedrichs-Werderschen Gymnasiums, Dorotheenstraße 13-14, Freitag abends 8 Uhr: **Die religiösen Bewegungen der Gegenwart.** 21. Januar: Pfarrer Falck: „Monismus und Christentum". 28. Januar: Pfarrer D. M. Fischer: „Theologische Streiflichter auf Theosophie und Geisterglauben". 4. Februar: Pfarrer Dr. Hachmeister: „Kann Religion durch Kunst ersetzt werden?" 11. Februar: Pfarrer Lic. Dr. Torge: „Die Gemeinschaftsbewegung". 18. Februar: Pfarrer Lic. Neveling: „Die Austrittsbewegung". 25. Februar: Pfarrer Lic. Dr. Hollmann: „Was fordern wir von der evangelischen Kirche?" 4. März: D. Websky, Herausgeber der Protestantischen Monatshefte: „Die Stiftung der Berliner Universität". Eintritt frei.

:: Ludwig Ganghofer ::
Lebenslauf eines Optimisten
Buch der Kindheit

Klein Oktav. Geheftet M. 4.—, in biegsame Leinwand geb. M. 5.—.

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg.

Von Gott und Gottes Offenbarung

Predigten gehalten von **Julius Bode**
Pastor an St. Ansgarii zu Bremen.

Preis geheftet 3 M. Elegant gebunden 4 M.

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb
Berlin-Schöneberg, Eisenacherstr. 45.

Es ist erschienen:

Zu welchem Dienste ist unsere liberale Richtung unserer evangelischen Kirche u. unserem deutschen Volke verpflichtet?

Vortrag gehalten im Hamburger Protestanten-Verein am 29. Oktober 1908 :: ::

von **Hauptpastor D. Dr. F. Rode.**

Abdruck aus dem Protestantenblatt. **Preis 30 Pfennige.**

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg.

Neue Erscheinungen:

Achelis, Prof. Dr., **Die Religionen der Naturvölker** im Umriß. 164 Seiten. M. —.80.

Lic. **Otto Baltzer**, Pfarrer in Guben, **Weltanschauungsfragen.** M. 1.50.
Drei Vorträge hat der Verfasser unter diesem Titel zu einem Büchlein zusammengefaßt. Der Weg zur Weltanschauung — Der Sinn des Lebens — Persönlichkeit und Weltanschauung lauten die Themata der Vorträge, zu denen das Auftreten E. Horneffers die Veranlassung gegeben hat. Darum ist auf dessen Anschauungen hin und wieder Bezug genommen.

Friedrichs, D., **Julius Rupp in seiner Bedeutung als religiöses Genie.** 29 Seiten. M. —.60.

H. Keil, Pfarrer in Wölfis, **Dorfandachten.** M. —.2, geb. M. —.3.
Der Verfasser der „Dorfpredigten aus dem Thüringer Wald" hat ein Bändchen Andachten zusammengestellt, mit denen er den Ton zu treffen glaubte, der seinen Dorfleuten am besten liegt. Die Themata sind möglichst einfach gewählt. Neben den Festen des Kirchenjahres sind es die alltäglichen Sorgen und Freuden des Lebens, lauter einfache Themata, die dem Empfinden kleinbäuerlicher Benützer nahe liegen.

R. Liechtenhan, Pfarrer in Buch, **Jeremia.** M. —.50, geb. M. —.80.

Scholz, Lic., **H.**, **Christentum und Wissenschaft in Schleiermachers Glaubenslehre.** 208 Seiten. M. 3.25, geb. M. 4.25.

H. Wirz, Pfarrer, **Die Religion in der Gegenwart.** 128 Seiten. M. 1.50.

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg
Eisenacherstraße 45.

An die Bücher-Interessenten besonders im **Auslande**

richten wir die Bitte, bei Bücherbestellungen auf Grund von Anzeigen der **„Zentralstelle"** sich doch **direkt** an diese zu wenden und nicht an den Buchhandel, da unsere „Zentralstelle" als **Versand-Buchhandlung** nicht an den Buchhandel, sondern nur **direkt** an die Besteller liefert.

Bei **größeren** Bestellungen tragen wir das **halbe** oder auch das **ganze** Porto und sorgen dafür, daß die bestellten Bücher **so schnell als möglich** in die Hände der Besteller gelangen.

Schöneberg-Berlin, Eisenacherstraße 45.

Hochachtungsvoll
Schriftenzentrale.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag des Protestantenblattes, Berlin-Schöneberg, Eisenacherstraße 45. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.